

**Zeitschrift:** Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

**Band:** 13 (1923)

**Heft:** 3

**Artikel:** Die letzte Probe

**Autor:** Werner, G.

**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-633861>

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 19.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

„I rych? ja wi so meinisch du das?“

„E .... e .... e wohl, dihr snt rych, dihr chömet doch us der Stadt.“

„U glaubisch du de, i der Stadt sng all Lüt rych?“

„E dämk wohl,“ bauptet jez ds Buebli ganz fescht u sicher — „gälet, chäfet mer's ab.“

„Aldie Buebli,“ rüfen i nahe, la d'Straz Linggs lige u bi über ds letsche schöne Schneeport abegsuuset...“

I sngi rych, het mer ds Buebli für gha — — i ha asa nachdänke .... — Nei, i bi nid rych a Gald u Guld u Gülte, aber wo n i am Nachmittag ganz eleini uf der Egg obe bi gstanne i der herrlechste Wintersonne u rings um mi ume es grüsligs Näbelmeer bis übere a Jura u wnt ine i ds Aemmital — un i da zmitts drinn uf ere Sunne-Insel — han i da nid für mi sälber gseit: du bisch doch eigeitlich rych! U wi viel hesch du doch vorus vor däne Tufig u Tufig Mönscbe da unne im graue Meer! Bin i mer da nid schülig, schülig rych vorcho?“

Un i ha di längersi meh ygseh, daß ds Buebli doch het rächt gha, wo's so styf u fescht bauptet het: „Dihr snt doch rych!“

## Die letzte Probe.

Novellette von G. Werner.

Mit energischem Griff schlang Helene das matthlaue Crepe de Chine-Tuch um die widerpentigen dunllen Lollen und warf ihrem hübschen Spiegelbilde einen bitterbösen Blick zu.

Nein — sie konnte es nicht mehr mit ansehen, das Getue und Gehabe — da standen die beiden doch faktisch schon wieder im eifrigeren Gespräch zusammen an der Salontür; der schräg angebrachte Korridorspiegel zeigte ihr noch gerade sein angeregtes, amüsiertes Gesicht und ihre tosetten Augen — nein — lieber ging sie nach Hause.

Fix und fertig zum Fortgehen gerüstet, trat sie, um Abschied zu nehmen, in das Wohnzimmer, in dem die ausgelassene Jugend sich nach der eben stattgefundenen Probe übermütig lachend und scherzend im frohen Beieinander vergnügte.

„Manu, Helene — du willst doch nicht —“ — „Fräulein Helene!“ — so schwirre es ihr aus jedem Munde entgegen; nur „er“ hatte keinen Blick für sie, er wandte sich nicht einmal um.

„Aber Helendchen,“ sagte nun auch Malchen, bei der die Probe heute stattfand, erstaunt, „du wirst doch jetzt nach getaner Arbeit, wo erst die Fidelitas beginnen soll, nicht fahnenflüchtig werden? Zieh' dich nur wieder aus, Kind, so schnell kommst du nicht fort!“

„Doch, Tante Malchen!“ Helenens Stimme klang eignentümlich heißer — er stand noch immer mit der Grete Talfeld in der Salontür — „Ilse und Max kommen heute schon früh aus dem Theater nach Hause; die ganze Woche haben sie sich auf Brautgesellschaften durchessen müssen, da möchte ich heut' Abend nicht gern so spät zu Hause sein.“

„Ach die beiden Inseparables,“ lachte man — „Der Illing kann sich von seinem Zwillingsschwesterchen nicht trennen!“ Lang es neidend durcheinander. Auch die breitschulterige Männergestalt im Türrahmen hatte sich mit einem Ruck umgedendet, und ein spöttischer Blick flog aus den dunkelgrauen Augen zu der vor Verger erglühenden Helene herüber.

Hatte er sie etwa durchschaut?

Hastig sagte Helene „Gute Nacht!“ und jetzt mußte sie wohl oder übel sich auch von den beiden im Nebenzimmer verabschieden.

„n Nacht, Grete!“ sie küßte die Freundin gewohntsgemäß, trotzdem sie ihr eben erst innerlich den Ehrentitel „gefallshüchtiges Ding“ beigelegt hatte.

„Nacht, Herr Doktor!“

Helene schaute frampfhaft dabei in den grünen Majolikaschalen und zog die Hand, die er freundschaftlich drückte, so schnell zurück, als hätte sie glühendes Eisen berührt.

„Ich begleite Sie natürlich, Helene,“ sagte er freundlich und machte Miene, ihr in das Entrée zu folgen.

„Nein, danke, Herr Doktor!“ — recht ostentativ betonte sie die förmliche Anrede — „ich habe mein Mädchen hier, das ist mir Schutz genug,“ damit war sie auch schon an ihm vorbei und zur Tür hinaus.

Sie sah nicht mehr den langen Blick, mit dem er ihre davoneilende, anmutige Gestalt umfaßte, sie sah nur, daß Grete Talfeld plötzlich wieder an seiner Seite auftauchte; da eilte sie spornstreichs die Treppe hinab, dem Mädchen voran, das ihrer jungen Herrin kopschüttelnd folgte.

Ach — die kalte Nachluft war so wohltuend, sie fühlte die hämmernden Schläfen und die brennenden Wangen, und die Straße war so still und einsam, fast ganz dunkel. Kein Mensch sah, wie Träne um Träne sich von Helenens seidenweichen, langen Wimpern löste.

Wie gut, daß die Hochzeitsproben, diese fast tägliche Pein, heute ein Ende hatten; nun war sie doch davon erlöst, sich fast jeden Tag über ihn zu ärgern und aufzuregen!

„Helene“ hatte er sie heute wieder ganz dreist genannt; wie konnte sich ein Mensch, der ihr derartig unsympathisch war, erlauben, sie einfach beim Vornamen zu nennen!

Ja — unsympathisch war ihr Dr. Fritz Greger, der Bruder ihres Schwagers, vom ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft an gewesen. Warum wäre sie denn sonst wie ein Baufisch errötert, als er ihr damals mit den Worten „Auf gute Freundschaft!“ die Hand reichte? Na, aus der guten Freundschaft war recht wenig geworden; immer lagen sich die beiden in den Haaren. Kraßbürtig und empfindlich war die sonst so liebenswürdige Helene gegen die harmlosen Nedereien des jungen Mediziners, und seitdem die Proben zur Hochzeit ihrer Zwillingsschwester Ilse, ihres zweiten Ich's, begonnen hatten, und Dr. Fritz Greger sich gern dabei mit Helenens Freundin Grete Talfeld, die im dritten Semester Medizin studierte, unterhielt, war sie noch gereizter und ungleich mäziger gegen ihn als zuvor.

Ewig hatte die Grete mit ihm zu „fachsimpeln“. Anatomie, Physiologie und Diagnostik — ach, wie Helene diese Worte allein schon haschte! Interessiert gab Fritz Greger auf Gretes kluge Fragen stets Auskunft, während er für sie selbst immer nur Nedereien, Ulk und Spott, banale, fadens Zeug bereit hatte — er nahm sie eben nicht ernst!

Neulich erst hatte er über die unnützigen „Höheren Töchter“ gewiheit, die „ein bisschen“ malten, „ein bisschen“ musizierten und „ein bisschen“ schneidern und kochen lernten, und im übrigen sich zu unterhalten und auf den Mann warteten; ganz sicher hatte er sie dabei angesehen — es war wirklich empörend.

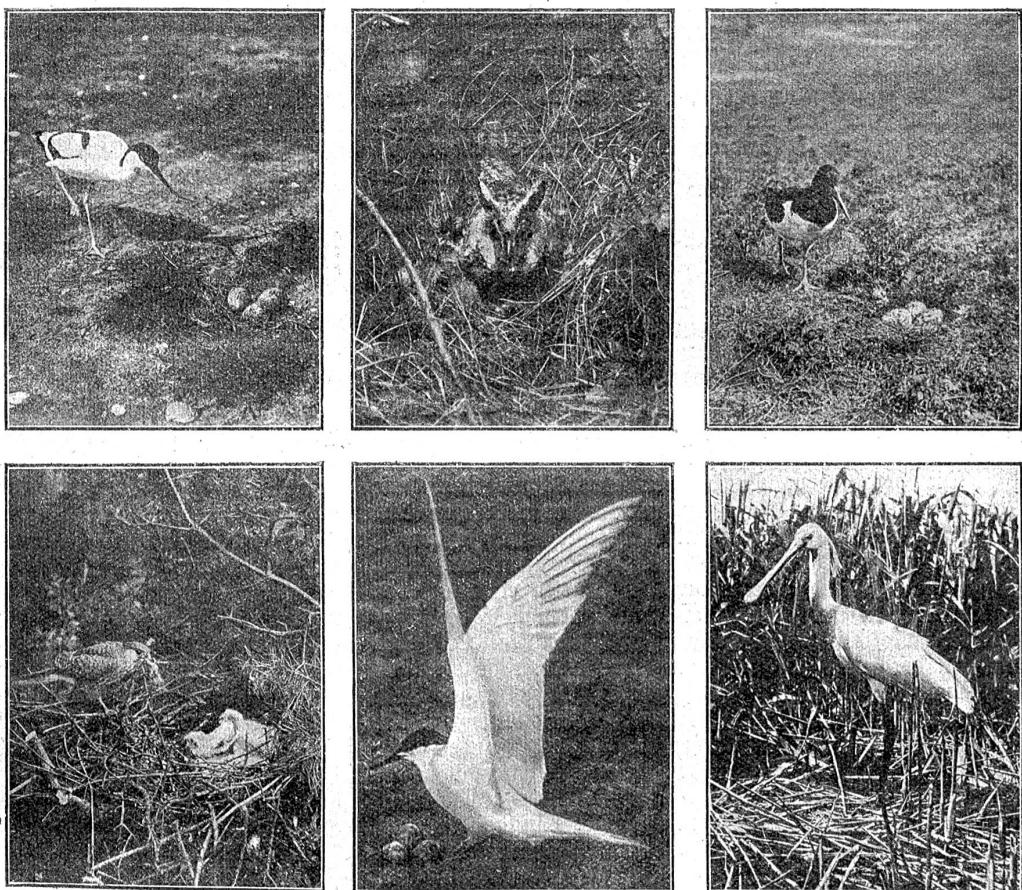
Wie lustig und schelmisch es in Fritz Gregers Augen aufgeblitzt, als er das purpurrote Gesichtchen Helenens als Wirkung seiner neckenden Worte erblickt hatte, war ihr in ihrer ärgerlichen Beschämung natürlich ganz entgangen.

Helenens Herz flopste plötzlich lauter — es roch nach Lysol; richtig, sie gingen gerade an einer Apotheke vorüber. Sie mußte doch wirklich eine schon frankhafte Abneigung gegen Dr. Greger hegen, daß der bloße Lysolgeruch, den seine Sachen stets auszuströmen pflegten, sie so erregte.

Und dabei war sie noch dazu verdammt, mit ihm zusammen Theater zu spielen; das war ja das allerschlimmste. Er war ihr Partner bei der Hochzeitsaufführung. Das Brautpaar mußte dargestellt werden, und wo hätte man wohl passendere Vertreter für dasselbe gefunden als in der ihrer Zwillingsschwester geradezu lächerlich ähnlichen Helene und den Bruder des Bräutigams?

## Naturaufnahmen.

In den letzten Jahrzehnten ist das Photographieren von Tieren und Pflanzen, dank den bahnbrechenden Arbeiten von Searton, Schilling & u. a., erfreulicherweise stark in Aufnahme gekommen. Diese Naturaufnahmen oder Naturkunden haben einen großen Wert namentlich für Belehrungs- und Unterrichtszwecke. Auch die Schweiz verfügt über einige fleißige und gute Naturphotographen. Zum Teil dank den Anstrengungen der Schweizer. Gesellschaft für Vogelkunde und Vogelschutz ist es gelungen, auch in unserem Lande eine Anzahl gute Bilder über die beweglichen Geschöpfe, die Vögel, zusammenzubringen. Wir wiedergeben hier einige Naturaufnahmen eines in Holland wohnenden Waadtländers, A. Burdet, der mit unendlicher Geduld zahllose Vögel photographiert und sogar gefilmt hat. Films aus dem Leben einiger Vogelarten werden dieser Tage im Kino „St. Gotthard“ vorgeführt. H.



Obere Reihe von links nach rechts: 1. Avolettfäbler, 2. Waldohreule, 3. Austernfischer.  
Untere Reihe von links nach rechts: 1. Turmfalke, 2. Fluss-Seeschwalbe, 3. Löffelreiher.

So sehr Helene sich auch dagegen gesträubt, es wurde über ihren Kopf hinweg bestimmt, und was sie vorausgelehen, trat ein: sie spielten ihre Rollen jämmerlich. Und besonders die Liebeserklärung auf dem Tennisplatz, wo Schwester Ilse sich versprochen hatte, ging miserabel. Steif und gelangweilt stand er bei der feurigen Liebeswerbung vor ihr — ach, wie seine gleichgültigkeit sie aufbrachte, und sie schaute ihm mit so wütenden, feindlichen Blicken Auge, die mit der „innigen Hingabe und dem glückseligen Aufleuchten“, das ihre Rolle ihr vorschrieb, recht wenig übereinstimmte.

Wehe ihm, wenn er gewagt hätte, wie es dem Text des Stüdes entsprach, den Arm um sie zu legen oder auch nur in die Luft zu küssen; aber daß er auch nicht die geringsten Anstalten zu diesem Wagnis mache, ja, gerade das erboste sie ja so!

„Mein, Kinder, aber das ist doch wohl nicht euer Ernst, daß ihr die Szene so spielen wollt!“ hatte man ihnen erst heute wieder von allen Seiten zugerufen, „morgen ist schon die letzte Probe mit Publikum. Ihr blamiert euch ja unsterblich. Macht's doch gleich noch mal!“

Aber dagegen hatte sich jedes von ihnen mit einem Eifer gewehrt, der den anderen aufs tiefste gebrämt hatte.

„Wir werden's morgen schon machen,“ hatte Fritz Greger die aufgeregten Gemüter besänftigt, „vorläufig ist man noch nicht in der richtigen Stimmung!“ (Schluß folgt.)

### Splitter.

Kein Monopol ist der Verstand,  
Doch ist es so, der Eine findet  
Ihn nicht, wenn er ihn gerade braucht  
Der andre hat ihn gleich zur Hand!

ch.

## Nahe vor dem Ausbruch.

Warum wird das französische Beginnen dem europäischen Frieden so gefährlich? Nicht einmal in erster Linie, weil die Ruhrgruben bisher das wirtschaftliche Leben Europas geregelt haben, und weil die französischen Eingriffe in dies höchst komplizierte Getriebe die Konstanz des Wirtschaftslebens stören. Gefährlich genug ist es, gewiß; sollte die Besetzung durchgeführt werden und der Plan der Militaristen, sich dauernd am Rhein festzusetzen, Wirklichkeit werden, so müßte der englisch-französische Krieg folgen, wie der englisch-deutsche Krieg dem deutschen Flottenprogramm gefolgt ist. Und außerdem geriete in der Arbeitslosigkeit, Hungersnot und Verheizung der ganze deutsche Scheiterhaufen in Flammen. Aber gefährlicher wird die Lage, wenn durch die englisch-französische Uneinigkeit der Unterbau des jetzigen Systems zerrissen wird, wenn die Neostaaten, die von der großen Entente im Baum gehalten werden, aus irgend einem Anlaß einander in die Haare geraten. Sie sind es, die den großen Weltbrand entfachen können, im Westen, wo die großen Menschenmassen nahe beieinander wohnen, wo die eine Seite außerdem entwaffnet dasteht, haben alle Beteiligten viel mehr zu riskieren, hüten sich deshalb auch vor Gewaltlösungen.

Wenn heute die französischen Besatzungsgeneralen die Ingenieure vorschicken, um mit den Zechenbesitzern zu verhandeln, so zeigt dies, wie die Militärs noch von der Wirtschaft abhängig sind, wie sie nicht blindlings, sei es mit dieser oder jener Waffe, den Entscheid versuchen müssen. Sie waren durch den ganzen Weltkrieg hindurch abhängig von der Wirtschaft, aber es gibt Stadien, da unterjochen sie die Wirtschaft und brauchen sie nur noch für ihre Zwecke,